

LEVIN AUREL

*Der letzte
Fuchs*

ROMAN

Der letzte Fuchs

Die Landwirtschaft ist hoch technisiert. Drohnen und Roboter helfen bei der Unkrautbekämpfung. Riesige Maschinen kümmern sich um die Ernte. Das Bild in den Städten sieht nicht anders aus. Das Fleisch kommt aus dem Labor und die Wohnungen sind klimatisiert. Kaum unberührte Natur ist übriggeblieben. Und es ist, als ob die Menschen die Tiere nicht vermissen würden, zumindest wenn man Paris fragt. Aber was weiß er schon, er ist nur ein einfacher Junge von einem der letzten Bauernhöfe im Land – der sich in seiner Freizeit in den verlassenem Häusern im Dorf rumtreibt, Insekten beobachtet (die, die überlebt haben) und Blut in der Stadt verkauft. Ach, und er liefert sich Wettrennen (auf einem rostigen Fahrrad) mit der Behörde. Ganz besonders (un)gerne mit dem garstigen Schmidt, der nichts Besseres zu tun hat, als durch den Distrikt zu fahren und Ausschau zu halten, nach nichts. Das ist Paris Leben, bis sich eines Tages alles ändert.



Autor

Alexander Levin Aurel wurde 1993 in Schleswig-Holstein geboren. Er stammt von einem Bauernhof und hat einen Master in Landwirtschaft. Das ist alles, was ihr für dieses Buch wissen müsst.

www.levinaurel.com

Folgt Levin Aurel auf
[Facebook](#) und [Instagram](#)

2. Auflage

© 2024 – Alexander Greiner

info@levinaurel.com

Alle Rechte vorbehalten

ISBN XXX-X-XXXX-XXXX-X

Band 1

www.levinaurel.com

Die Lebewesen waren in einem Netz
miteinander verwoben. Schnitt man einen
Faden durch, rissen die anderen nach und
nach.

Eine Geschichte. Ein Junge. Ein Fuchs.

akt 1

Die Hälfte meiner Narben stammt von Menschen
und ich habe ihnen verziehen.

Kapitel 1

3295 Tage

Ich wachte mitten in der Nacht auf. Das Fenster war geöffnet. Es war still. Ich mochte die Ruhe. Eigentlich. Im Schein des Mondes konnte ich meinen Bruder und meine Schwester erkennen. Sie hatten sich in mein Zimmer geschlichen und lagen neben meinem Bett wie ein Pärchen Hundewelpen, auf einem dünnen ausgefranzten Teppich, den sie überall mit sich nahmen. Unzertrennlich zusammengeknäult wie zwei Ballen Garn, zugedeckt mit einem zu kleinen Handtuch, unter dem ihre Füße hervorschauten.

Als ich in ihrem Alter war, trugen die Nächte noch das Geräusch von Grillen und Eulen, Nachtigallen hatten ihre Nester in den Büschen am Wald, in unserem Teich lebten Frösche. Sie hatten es nie kennengelernt. Die Musik der Tiere war immer seltener erklungen, bis sie erloschen war.

Es war nun 3295 Tage her. Die letzte Eule war nur ein halbes Jahr nach meinem achten Geburtstag in einem Zoo verstorben. Es war eine Schleiereule gewesen, schneeweiß, mit herzförmigem Gesicht und kleinen runden Knopfaugen, die sich mehr nach einem Kanarienvogel angehört hatte. Sie hieß Alba, die Weiße. *Tyto alba alba*, wie es in meinem Buch stand, auf vergilbtem Papier, versehen mit einem kleinen roten Kreuz.

Ich hatte meinen Geschwistern von ihr erzählt. Bo und Luna stellten sich vor, wie Alba lautlos durch die Nacht glitt, wenn sie auf Mäusejagd war. Denn ich hatte es nicht übers Herz bringen können, ihnen die Wahrheit zu verraten. In einem Käfig, hinter schmalen Gitterstäben, hatte sie ihr Leben verbracht und die Flügel nur geöffnet, wenn man ihr eine tote Maus vor den Schnabel gehalten hatte, für die Besucher, die klatschend an ihr vorbeigegangen waren.

Meine Erinnerung war verblasst. Es gab Tage, an denen ich mir nicht sicher war, ob ich sie je gesehen hatte, oder ob es nur eine Geschichte war, die ich so häufig erzählt hatte, dass ich sie für wahr hielt.

Ich stieg aus meinem Bett. Der Holzschuppen, in dem mein Vater seine angerosteten Gartengeräte aufbewahrte, war von blühendem Gras umwachsen, ebenso die Gewächshäuser. Die Bäume am Ende der Wiese wirkten wie schlafende Riesen, die alles beobachtet hatten und dennoch nichts hatten tun können, als sich unsere Welt für immer veränderte.

Als ich mich neben Bo und Luna legte, hörte ich ihrem Atem zu. Er war flach und von einigen Grunzern durchzogen, die wie ein winziges Konzert klangen. Sie beruhigten mich. Luna zog meinen Arm dichter an sich heran.

Sie murmelte etwas und drehte sich mir zu. »Kürbis...«, hörte ich. Sicher träumte sie wieder davon, mit uns in einem Kürbis zu wohnen, umgeben von einem Gartenzaun aus Kürbiskernen. Letztes Jahr hatten sie meinem Vater bei der Ernte geholfen.

Dann hörte ich ein Rascheln. Es könnte eine Ratte sein. Sie hatten überlebt. Grüne Giftköder, die wie Bonbons aussahen, waren nach dem Tod der letzten Hunde und Katzen vom Rattenabwehrdienst vielerorts ausgelegt worden, bis die ersten Kleinkinder daran verstorben waren. Bonbons waren teuer, zumindest wenn man nichts anderes zu essen hatte.

Auch ich schlief wieder ein.

Als ich aufwachte, war mein Zimmer leer. Ich lag auf blanken Eichenholzdielen, die Plünderungen, zwei Brände und Holzwürmer so groß wie Fingerkuppen überstanden hatten. Neben mir stand eine selbstbemalte Schale meiner Mutter, drei blaue Schwalben, mit fünf aufgetauten Heidelbeeren. Bo und Luna schafften es jedes Mal, den Teppich unter mir herauszuziehen, ohne dass ich es im Schlaf bemerkte, und versuchten dann, mich mit ein paar Früchten zu besänftigen. Der Boden war hart und doch schliefen sie jede Nacht darauf. Als ich mich aufrichtete, knackten meine Knochen.

In meinem Zimmer erinnerte mich alles an Tiere. Ein alter blauer Gips verstaubte auf meinem Schrank. Eine Fotografie von mir als Kleinkind mit einem Huhn im Arm hing an der Wand. Ein echtes Kuhhorn lag auf meinem Schreibtisch. Neben dem Regal gefüllt mit Tierbüchern stand ein Mikroskop. Ich hatte es aus meiner alten Schule mitgenommen, nachdem sie geschlossen worden war. Ebenso zahlreiche Kästen mit präparierten Schmetterlingen, Kleinnagern, Maulwürfen, einer Schlange, Spinnen, einer Meise und einem Spatzen, die ich in den Containern hinter der Sporthalle gefunden hatte. Bei mir sah es aus wie im Labor von Frankenstein – nur weniger lebendig.

Die meisten Schulen waren geschlossen worden. Die wenigen Kinder, die noch auf dem Land lebten, wurden mit Schulbussen abgeholt oder nahmen einen der Bummelzüge. Die Straßen im Ort waren leer und das Leben war wie der letzte Rest im Erdnussbutterglas. Die Häuser, die unseres umgaben, hatten eingeworfene Scheiben und waren mit Pflanzen überwuchert. Die Grundstücke waren wertlos, denn kaum einer lebte noch freiwillig hier. Die, die geblieben waren, konnten es sich bloß nicht leisten, in die Stadt zu ziehen.

Ich verließ mein Zimmer unter dem Knarzen der Dielen, lief barfuß durch den Flur, dessen Wände alte Malereien und Bilderrahmen mit zersprungenem Glas trugen. Unsere Küche war im Landhausstil, die einzelnen Holztüren der Schränke waren in bunten Farben angemalt, gusseiserne Töpfe und Pfannen hingen über dem Herd von der Decke, neben Büscheln mit Kräutern. Bo und Luna saßen in einer hellblauen Schuluniform mit herabbaumelnden Beinen bereits am Küchentisch und warteten auf meinen Vater. Jeden dritten Morgen tauschte er sein Obst oder Gemüse aus dem Garten gegen einen Laib Brot vom Nachbarn. Mal war es eine Tomate und mal ein paar Erdbeeren oder Pilze und Erbsen. In dessen Backstube, eine der letzten im Land, wurden unsere Waren ebenfalls verkauft. Auch die Ratten, die mein Vater fing, tauschte er mit ihm oder verkaufte sie an andere Dörfler und Menschen aus dem Distrikt. Durch die geöffneten Fens-

ter konnte man riechen, wenn es wieder Bratratte oder Ratten-curry gab oder wenn sie die Ratte am Spieß mit karamellisiertem Gemüse grillten.

Ich blickte durchs Küchenfenster, das Richtung Straße schaute, und sah meine Mutter, wie sie den Majoran auf der Fensterbank, den sie jedes Jahr blühen ließ, betrachtete.

Meine Mutter war eine schmucklose Person mit vielen feinen Narben auf den Armen, von den Rosendornen im Garten. Ihre Hände waren rau, so rau, dass sie laut meinem Vater unsere Küchenmöbel damit abschmirlgeln könnte. Sie hatte Erde im Gesicht, mit einem geblühten Tuch hatte sie ihre Haare zusammengebunden.

Luna sprang auf, blickte zur abstehenden Haarsträhne auf Bos Kopf, leckte über ihre Hand und drückte sie ihm platt. Dann schaltete sie das alte Radio ein, das neben dem Herd stand und das beim Einschalten lustig knackte, und füllte unseren Eltern Wasser in den Wasserkocher für Tee.

»Sauberes Wasser hat er uns gebracht«, sagte die Stimme im Radio feierlich. *»Der Mann, dem wir das zu verdanken haben, feiert seinen fünfzigsten Geburtstag.«* Mehrere Stimmen sprachen erheitert durcheinander, ein plastikhaftes Tröten und ein unaufhörliches Gegacker krochen aus dem Lautsprecher.

Ich war froh, dass mein Vater nicht am Tisch saß und mit glühenden Ohren und einem Schuh in der Hand nach dem Radio warf.

»Oswald Schwarz«, flüsterte ich. Sein Name blieb unausgesprochen, jeder wusste, von wem die Rede war.

»Es ist nicht das einzige Jubiläum, das immer näher rückt«, sagte eine schrille Stimme. *»Die Vorbereitungen für den Nationalfeiertag laufen auf Hochtouren.«*

Luna wechselte den Radiokanal, stellte eine vorbereitete Metallbrotdose auf den Tisch, hängte sich an meinen Kragen, um mich zu sich zu ziehen, und gab mir ein Küsschen auf die Stirn. *»Nicht dein Brot vergessen. Hast du deine Tasche gepackt? Papa sagte, er möchte dich nicht schon wieder zur Schule fahren müssen.«*

»Ist Papa noch böse auf dich?«, fragte Bo. Er war kurzatmig und musste alle fünf Wörter Luft holen. Durch den Mund sog er sie ein wie ein an Land geschwemmter Fisch.

»Papa braucht wohl noch ein paar Tage«, säuselte ich.

Die Behörde hatte mich dabei erwischt, wie ich mich in den verlassenen Häusern im Dorf rumgetrieben habe. Im Haus neben der Dorfstraße 3 war ich festgenommen worden. Dort, wo die Dame mit dem längsten Hals in ganz Norddamm wohnte, faltig und alt von den vielen Zigaretten, mit wasserbombengroßen Augensäcken, die täglich am Gartenzaun stand – Automobile zählte, Blätter, die vom Baum fielen, Regentropfen. Ihr verstorbener Ehemann war bei der Behörde gewesen, ein käferartiger Mann mit dicken Horngläsern. Und man sagte über die Behördler, die vom alten Schlag, dass sie so kleinkariert waren wie Millimeterpapier. Ich war mir nicht sicher, ob Frau Rosenbaum mich nicht erkannt hatte – und mich in der Dämmerung für einen Vandalen gehalten hatte oder gar für einen Einbrecher – oder ob sie ihrem Ehemann zu ähnlich geworden war. In ihrem Haus fand man genug Blaupapier zum Durchfärben.

Es hatte meinen Vater zwei Schafsfelle, eine Rolle Leder und mehrere Hörner von unseren alten Kühen gekostet, für einen Anwalt aus der Stadt. Der Behördler in unserem Distrikt, sein Name war Schmidt, fand mich, als ich gerade ein zer-sprungenes Fernglas inspizierte, aus einem mit Sprayfarbe besprühten Schreibtisch, dem mehrere Schubladen fehlten.

Schmidt war ein dürrer Mann, dem die Hose immer zu locker saß, mit kleinen, tiefsitzenden Augen, einer scharfen Nase wie die eines Haifisches und spitzen Wangenknochen. Er schwamm täglich hundert Bahnen in einem Pool hinter seinem Haus, gefüllt mit Einhornblut und einem Tropfen Selbstgerechtigkeit – zumindest wenn man meiner Freundin Daria glauben durfte. Er hätte mich auch einfach ungeschoren nach Hause bringen können, tat er aber nicht. Wir hätten ihm wahrscheinlich nicht genug bezahlen können. Jedes Jahr an Silvester, wenn Jugendliche aus der Stadt kamen, um Alkohol zu trinken und Feuerwerksraketen abzuschießen, und um die

verlassenen Häuser mit Steinen zu bewerfen und mit Baseballschlägern zu zertrümmern, ließ er sich von ihren Eltern schmieren. Es war ein offenes Geheimnis, doch auch die Kinder des städtischen Bürgermeisters feierten hier.

Ich blickte zu Luna und Bo. Sie buchstabierten mit Brotkrümeln das Wort »Mistkerk. Sie hatten unseren Nachbarn Paul Bishop häufig darüber reden hören, wenn er bei uns in der Küche saß und einen Tee mit meinem Vater trank. Er schimpfte nicht nur über Schmidt, sondern auch über Rückenschmerzen und die Krampfadern seiner Frau.

Meine Freundin, Daria, war mit mir im verlassenen Haus gewesen, im Nebenzimmer, und war nicht gesehen worden, obwohl sie sich nur in einem geplünderten Medizinschrank oder hinter einem zerrissenen, schimmlichen Duschvorhang hätte verstecken können. Ich war mir sicher, dass Schmidt einen Blick ins Badezimmer geworfen hatte.

»Darf Daria dich noch sehen?«, fragte Luna.

»Könnt ihr meine Gedanken lesen?«

»Ist ihr Vater so streng wie Papa?«

»Strenger!«

»Wir können sie im Schuppen verstecken, da wird sie niemand finden«, fügte mein Bruder hinzu.

Luna schlug auf den Tisch. »Nicht einmal dieser garstige Behördler.«

Sie niesten nacheinander und bliesen die Krümel vom Tisch, eine Ladung feuchter Luft landete in meinem Gesicht. Sie waren Zwillinge, und es war, als ob ein einziges Herz in beiden schlug. Meine Geschwister waren das Beste, das diese Welt hervorbringen konnte. Ich hätte alle meine Kästen mit toten Tieren gegen sie eingetauscht.

Bo wollte mir schon beim Anziehen helfen, damit ich den Bus nicht verpasste. Bevor mein Vater ins Haus kam, hatte ich es durch die Hintertür verlassen. Die Bushaltestelle lag am anderen Ende unseres Dorfes. Ich nahm den Weg durch das taufrische Gras, am Feuerplatz und den Gewächshäusern vorbei. Das Wäldchen, das unser Zuhause umgab, versetzte uns in eine fremde Welt. Wie ein Märchenwald schützte es uns

vor dem da draußen, vor den *Monstern*, die unsere Welt auf-fraßen.

Ich lebte in Zuckerfabrik, einem Dorf, das einst für seinen Rübenzucker bekannt gewesen war, bis sie die Tore der letzten Fabrik für immer geschlossen hatten. Das Leben auf dem Land, besonders in einem abgeschiedenen, verwaisten Ort, mochte für viele wie die Hölle auf Erden klingen. Für mich war es ein Paradies.

Unser Zuhause, ein alter Bauernhof, hatte den Charme einer postapokalyptischen Ferienanlage. Die Spielgeräte unserer Nachbarn waren mit Rosen überwuchert, die Zäune eingestürzt. Die Backsteine der Gebäude hatten Kantenausbrüche und Kalkschleier. Bronzeskulpturen mit Patina, die meine Mutter in einsamen Nachbargärten gefunden hatte, säumten den Weg. Die landwirtschaftlichen Geräte, die von unseren Kaltblütern gezogen worden waren, standen wie in einem Museum verlassen in einer Reihe neben dem Schuppen.

Schilder führten durch unseren Garten, zum Gemüse, den Kräuterbeeten und den Obstbäumen, als wären sie für eine Gruppe Touristen geschrieben worden. Ein gelber VW-Käfer stand bei der knorrigen Eiche vor den Apfelbäumen und rostete gemächlich vor sich hin. Eine Schaufensterpuppe mit Hut und Gummistiefeln war ein Relikt aus der Zeit der Krähen. Dieser Ort war von Kuriositäten gepflastert.

An den regnerischen Tagen fand man meinen Vater in seiner Werkstatt. Er ließ aus allem Alten etwas Neues werden. Er baute Lampen aus Ästen und verbogenen Rohren. Rostige Fahrräder dienten als Ständer für Waschbecken. Unsere Garderobe war ein Ast, der von der Decke hing. Zwei gelbe Schaukelstühle aus alten Sesseln mit Blumenmuster standen in unserem Wohnzimmer. Aus ausgedienten Speichen baute er Uhren, die außen wie innen hingen. Eines unserer Bücherregale war eine in die Jahre gekommene Leiter mit Farbflecken, ein anderes ein verstimmtes Klavier.

Mit dem Geruch von selbstgemachter Marmelade und Kürbiskuchen wuchs ich auf, von frischem Gras und feuchter Erde. Daria und ich konnten im Sommer nackt umherlaufen

und direkt in den Teich hinter den Gewächshäusern springen. Nachts die Sterne beobachten und von fremden Galaxien träumen, auf einer Decke auf der Wiese, dick eingepackt in Baumwolljacken – unsere Jacken aus Schafsfell hatte mein Vater vor einigen Jahren verkauft, um sein Automobil zu reparieren. Durch den Wald schleichen und so laut, wie wir wollten, singen und schreien. Doch auch das Leben auf dem Land hatte sich gewandelt, wenn man die Grenzen unseres Grundstücks übertrat.

Noch bevor ich den Wald verlassen hatte, roch ich *sie* bereits. Eine Wolke, die nach Waldmeister duftete, waberte wie Giftgas an mir vorüber. Gigantische, schwarze Maschinen fuhren lautlos über flache Landpartien mit einem leisen Zischen ihrer Spritzdüsen. Auch vor der Ernte, Ende Juli, versprühten sie dieses Mittel auf jede Pflanze. Ich legte meinen Ärmel über den Mund, der Wind trieb peitschend in meine Richtung.

Über einen Sandweg lief ich weiter, es knirschte unter meinen Füßen. Es war der „kürzeste“ Weg zur Bushaltestelle. Links und rechts bis zum Horizont lagen die Weizenfelder, nur hinter mir gab es die kleine begrünte Insel, in der unser Haus lag. Ich sah meine Mutter vor meinem inneren Auge, wie sie ihre Blümchen auf der Fensterbank anschaute und hoffte, einen Marienkäfer oder eines Tages gar eine Biene auf ihnen sitzen zu sehen. Ich selbst hatte noch nie eine echte Biene gesehen, bis auf die aufgespießte in meiner Glasbox. Doch ich glaubte, mich noch an ihr Summen, das mir als Kind vom Wind zugeflüstert worden war, zu erinnern. Heute kannte ich nur noch das Summen der Maschinen und Zirpen der Drohnen und wünschte mir, wieder auf dem harten Boden zu liegen, beim Atem meiner Geschwister.

Da hörte ich ein Pfeifen, das mich zu rufen schien. Es war die eine Melodie, die ich mir merken konnte. Es begann wie der Gesang einer Singdrossel. Ich beschleunigte meinen Schritt.

Als ich das Bushaltehäuschen erreichte – das Schild baumelte nur noch an einer Schraube an der Stange, das Holz war

verwittert, die Rückwand bretterweise rausgetreten – warf ich einen vorsichtigen Blick hinein. »Hast du dich verlaufen oder bist du nur meinem Vater ausgewichen?«, fragte ich.

Daria saß in einem blau-weiß geblühten Kleid vor mir, mit einem Haarreif aus Stoff. Sie musste letzte Nacht zu uns gekommen sein. Sie hatte einen Schlüssel zu unserem Haus und ihr eigenes Zimmer im Obergeschoss. Es war ursprünglich für Gäste vorgesehen gewesen, doch Tante Augustine und Onkel Murphy besuchten uns seit seiner Herzoperation nicht mehr – er vertrug die lange Bahnfahrt nicht –, und auch sonst keiner. Sie war unser einziger Gast. Mit ihren Eltern war sie übers Wochenende zu den Seen weiter im Norden gefahren, an denen sich herrschaftliche Häuser wie an einer Perlenkette entlang zogen.

Sie sprang auf, um mich zu umarmen, und warf uns beinahe vor den heranrauschenden Bus. Ihre ersten Worte gingen in einem ohrenbetäubenden Hupen unter.

»Ich dachte schon, du kommst nie. Um ein Haar hättest du die Sardinendose verpasst.« Sie zeigte auf den silbernen Bus und zog eine Augenbraue hoch. »Der Weg durch den Wald wird nie eine Abkürzung sein, Paris Meisner.«

Ich lächelte sie an. »Und unser Haus wird nie auf deinem Weg zur Schule liegen.«

Meine Großmutter sagte immer, dass es keine Abkürzungen und keine Umwege im Leben gibt und Wege nicht in Metern und Zeit nicht in Sekunden gemessen werden sollte.

Ich kannte Daria seit meiner Kindheit und ich erinnerte mich an den Tag, als sie wie aus dem Nichts bei uns im Garten stand, in einem mintgrünen Kleid. Und mit mir die toten Fische und aufgequollenen Frösche aus dem Teich fischte und von meinem Vater verbrennen ließ. Es verband uns wie ein magischer Rauch, der uns noch Tage faulig unter der Haut stecken sollte. Bis sie eines Tages in die Stadt zog.

Doch nichts hielt sie an einem Ort, der nach Automobilgummis, den Ausdünstungen von Restaurants und, wenn es trocken und heiß war, nach Abwässern stank. Wie jetzt.

Der Bus öffnete seine Tür mit einem Zischen. Wir stiegen ein und scannten unser Ticket. Mehrere magere Kinder aus dem Nachbarort mit struppigen Haaren und löchrigen Pullovern saßen auf der letzten Bank und schliefen. Ich setzte mich mit Daria hin, sie legte ihren Kopf an meine Schulter, und blickte aus dem Fenster. Wir lebten in einer Welt ohne Tiere. Doch ich weiß noch, wie alles begann.

X X X

Neun Jahre früher.

Ein gelbes Absperrband flatterte an der Tür. Vereinzelte Sonnenstrahlen fielen durch die gebrochenen Fenster, verrostete Gitterstäbe, kleine Boxen mit beschmierten Bodenplatten und Spalten. Wir waren in einem verlassenen Schweinestall. Noch immer konnte man sie riechen.

»Sollten wir wirklich hier sein? Hast du das Absperrband nicht gesehen?« Ich atmete warme Luft in meine frostblauen Hände, die ich kaum spüren konnte, mit einem käsigweißen Mittelfinger. »Ich habe meine Handschuhe vergessen, vielleicht sollten wir lieber zurück.«

Daria rümpfte die Nase und musterte mich. »Hab keine Angst, Paris.«

»Das lässt sie nicht verschwinden.« Und es war leicht für sie zu sagen. Sie war furchtlos, ich immer nur zur falschen Zeit am falschen Ort. »Aber was kann hier schon passieren? Stimmt's?«, flüsterte ich.

Sie zeigte an die Decke. »Der könnte dich aufspießen.«

Ich schaute hinauf, ein Eiszapfen hing unterm Dach, angespitzt wie ein Bleistift. Da lief sie auf einmal los.

»Daria«, rief ich, ihre Schritte hallten durch den Stall, »warte auf mich!«

Ich konnte nur noch ihr Haar, das unter der Mütze hervorschaute, im Wind fliegen sehen, bevor sie draußen hinter der Stalltür verschwand. Dann hörte ich es: ein Quieken.

Als ich auf dem Hof eintraf, war es verstummt. Ein Gebäude lag neben dem anderen. Sie wirkten wie die zurückgelassenen Soldatenbaracken in Sommerfeld, einige Stunden entfernt. Ich blickte mich um, zu dem kahlen Feld mit Sendemasten, rechts ein festgesetzter Traktor, links ein poliertes, schwarzes Automobil. Nebel zog über die Erde, die Kälte kroch unter meine Jacke.

»Daria?«, flüsterte ich.

Das Quicken tauchte erneut auf. Ich näherte mich einem grünen Metallcontainer mit rostigen Kanten.

Die Klappe war schwer, die Muskeln in meinen Armen zitterten. Ich legte eine Hand auf den Rand, bedeckt mit dem Ärmel meiner Jacke, mit der anderen hielt ich die Klappe über meinem Kopf offen und blickte hinein. Ich erschrak. Der Container war mit Ferkeln gefüllt, die noch nicht abgeholt worden waren. Runde, leere Augen schauten mich an, rosa Haut spannte sich über ihren Körper, Kotspritzer, die wie Sommersprossen aussahen. Das oberste Ferkel sah fast wie lebendig aus, durch die Kälte präserviert, fast, als ob es lächeln würde.

Ein Knacken in der Entfernung, ein schmerzverzerrtes Stöhnen, ich drehte mich um. Da rutschte die Klappe ab. Sie fiel nach unten und klemmte meine Hand ein. Ich hörte, wie mehrere Knochen brachen, doch ich spürte es nicht. Ein blecherndes Geräusch hallte über den Hof und durch die Ställe.

Vorsichtig zog ich sie unter dem Metall heraus wie einen faulen, matschigen Fisch. Blutstropfen fielen auf den gefrorenen Boden. Ich näherte mich den Stimmen. Hinter der Ecke der Baracke stand ein älterer Mann mit grauem Stoppelbart, von gewöhnlicher Größe, aber breitschultrig, in einem karierten Flanellhemd. Ihn hatte ich nie zuvor gesehen. Er hielt Oswald Schwarz am Kragen gepackt, dessen pechschwarzes Haar ungeordnet in seinem Gesicht liegen blieb.

»Du Narr hast genug angerichtet, du und die anderen«, tönte der Alte, seine Stimme klang kratzig. Er stieß Schwarz auf den Boden, in eine gefrorene Pfütze und legte seinen Finger an dessen Stirn. »Es gibt hier keine Tiere mehr, also

hältst du dich besser aus meinem Wald fern! Wenn ich dich noch einmal bei mir sehe, schieße ich dir ein Loch in den Kopf.«

»Aber, aber, für so grobschlächtig hatte ich *euch* nicht gehalten. Der Wald hat dich vergessen lassen, was *euch* einst eingebläut wurde.« Oswald Schwarz war ein schlanker Mann mit grünen Augen, die sich wie ein Dolch in deine Gedanken bohrten. Unter einem Mantel trug er immer seinen dunklen Anzug mit weißem Einstecktuch, Lederhandschuhe verbargen seine Hände, als wollten sie den Dreck unter seinen Fingernägeln verstecken. Er griff nach der Jacke des Alten und lächelte. »Grausige Kälte, nicht wahr? Ich war nicht auf der Suche nach Tieren. Nur einer ist es ...«

Der Alte streifte Schwarz' Hand ab. »Du tust lieber, was ich dir sage! Du möchtest nicht, dass auch nur ein Wort diesen Ort verlässt.«

»Paris«, flüsterte Daria in meinem Rücken und tippte mich an. Ich zuckte zusammen. »Lass uns jetzt lieber gehen.«

»Angst?«, fragte ich mit einem eingefrorenen Lächeln. Meine schmale Brust richtete sich zufrieden auf.

»Bitte, komm jetzt. Da sind noch mehr Automobile und Männer in schwarzer Montur.« Da fiel ihr entsetzter Blick auf meine blutende, rot verfärbte Hand. »Paris Meisner, du kleines Dummerchen, nicht schon wieder.«

Plötzlich tauchte hinter uns eine dunkle Gestalt auf. Durch das eisigkalte Kribbeln in meiner gebrochenen Hand stach ein Schmerz, als Daria sie vor Schreck griff und zudrückte. Ich zuckte zusammen, aber schwieg.

Kapitel 2

Verlassene Schweineställe

Der Busfahrer saß in einem Käfig. Im Rückspiegel konnte ich seine Augen erkennen, milchig braun mit einem hellen Farbtupfer, sie lagen zwischen den Metallstäben und Gitternetzen, die ihn vor Fahrgästen schützten. Es war eine lange Fahrt mit dem Bus in die Stadt, doch er sprach nie ein Wort, als ob er sich seine Zunge abgebissen hätte. Manchmal hörte man ihn nur am Käfig rütteln, wenn die Kinder im hinteren Teil des Busses zu laut waren.

Das Radio lief, einer der Lautsprecher an der Decke des Busses knarzte seit Monaten. Die Stimme des Radiosprechers kannte man im ganzen Land, sie klang wie das beruhigende Rattern eines Zuges. *»Fünf Geschwister hat er überlebt«,* sagte die Stimme.

Er sprach von Oswald Schwarz. Alles, was uns umgab, gehörte ihm. Vor genau 50 Jahren war er in Norddamm geboren worden.

Die Stimme sprach weiter: *»Mit nur einem Koffer unterm Arm hat er den Schritt in die Stadt gewagt. Ich traue mich nicht einmal, mit nur einem Koffer zur Arbeit zu gehen.«*

Sein Gesicht erschien vor meinem inneren Auge: Sein grau meliertes Haar lag ordentlich zur Seite gekämmt, ein glatt-rasiertes Kinn mit dem Gesicht eines Kirmesboxers. Einst hatte er in Zuckerfabrik gewohnt. Ihn und meinen Vater verband eine gemeinsame Vergangenheit, als sie noch Schüler gewesen waren.

Ein lautes Rattern unterbrach meine Gedanken. Der Bus fuhr durch mehrere Schlaglöcher, die Kinder auf der Rückbank flogen in die Luft, ich hörte einen dumpfen Ton, einer ihrer Köpfe war gegen die Scheibe geschlagen. Sie schliefen unbekümmert weiter, als wäre nichts geschehen.

Hinter den Fensterscheiben lagen grügelbe Felder mit Mais und Getreide, ohne eine einzige Blume zwischen den Ähren und Stängeln. Einst liefen Wildschweine in den Maisfeldern, die zur Ernte von den Jägern geschossen worden waren. Mein Vater hatte mir sogar von einer Zeit erzählt, als die Landschaft mit Kühen und Schweinen gepunktet war, viele Jahre vor ihrem Ende.

Wir hatten damals zwei Milchkühe vom Hof am anderen Ende des Dorfes, die wir vor der Schlachtung gerettet hatten. Dazu drei robuste Fleischrinder, alte Rassen, die unsere Felder mit ihrem Dung düngten und die Wiesen kurz hielten – sie fraßen nur Gras, mal etwas Heu und Stroh. Acht pummelige, schwarzgepunktete Schweine, die wie Hunde umhertollten und es sich im Matsch beim Kartoffelacker gut gehen ließen. Drei Schafe und zahlreiche kunterbunte Hühner. Die Bauernhöfe aus den Bilderbüchern oder den Werbezeitschriften, die noch immer in den verlassenen Häusern im Dorf unter meterhohen Papierstapeln zu finden waren, sahen so aus.

Ich erinnerte mich, doch meine Erinnerung war wie eine Schneekugel, die vor langer Zeit geschüttelt worden war, und deren Flocken nun langsam auf den Boden sanken. Ich legte meine Hand an die Kopfstütze vor mir und atmete tief ein.

Das Bild hinter der Scheibe veränderte sich. Spatzen und Möwen fielen wie Sternschnuppen vom Himmel. Kühe, Schweine und Hühner lagen flach über die Landschaft verteilt, als ob sie nur schlafen würden – die wenigen, die nicht in Ställen gestorben waren. Mein Vater hatte eine Fotografie davon in seinem Schreibtisch. Sie wurden zu Mauern aufgetürmt und entsorgt – es erinnerte an die Bisons zu Zeiten des Wilden Westens, die für Soldatenstiefel und Antriebsriemen getötet worden waren. Lastwagen mit stinkenden Kadavern fuhren rund um die Uhr. Selbst die neugezüchteten Schweine, die angeblich so groß waren, dass man auf ihnen reiten konnte, starben. Nun waren selbst die Meere ein leergefischter Supermarkt, nur noch alte Fischerboote trieben auf ihnen, alle paar Monate wurde eines an die Küste geschwemmt.

Niemand hatte es vorausgesehen. Nur mein Vater. Dabei glaubte er nicht, ein weiser Mann zu sein. *Es gab Blumen, die gediehen in der Wüste, es gab Blumen, die gediehen im ewigen Eis.* Die Tiere waren nicht mehr an ihre Heimat angepasst gewesen, alle sahen gleich aus, hatte er gesagt – bis auf die wenigen Mutanten unter ihnen, die drei Hörner hatten oder farbige Flecken.

Uns Kinder versuchte man, von den toten Tieren fernzuhalten. Die Lehrer in der Dorfschule zogen uns von den Fenstern weg, jedes Mal, wenn ein Trecker mit einem leblosen Rind vorbeifuhr. Als ob man so früh wie möglich den Gedanken an Tiere verschwinden lassen wollte und die Erwachsenen die letzte Generation mit einer Erinnerung an sie sein sollte.

Ein Rauschen kam aus den Lautsprechern, dann wieder die beruhigende Stimme des Radiosprechers: *»Oswald Schwarz ist der Armut entkommen. Nun setzt er sein Vermögen ein, um sie zu bekämpfen. Zu seinen Ehren veranstaltet die Hauptstadt am heutigen Abend einen Spendenball. Wir stimmen mit ein und spielen sein liebstes musikalisches Stück. Die Leitungen sind auch für Ihre Spenden offen.«* Diese Worte würden sich am heutigen Tag noch mehrfach im Radio wiederholen, so war es immer, wenn etwas im Land passierte. Selbst eine mechanische Maschine könnte sie ausspucken. *»Der Nationalfeiertag rückt näher.«*

Da stieß Daria mich an und zeigte auf die Ställe, die an uns vorbeizogen. Als Kinder waren wir hier gewesen. Es war viele Jahre her, doch die Bilder blieben in meiner Erinnerung präserviert wie die Ferkel in der Kälte.



Wir blickten die dunkle Gestalt bei den Schweineställen an. Es war ein Söldner mit beschlagenen Stiefeln und einer Narbe auf der Lippe. Seine Glatze war poliert und dampfte wie frische Brötchen. Er rührte sich nicht. Weitere Personen traten lautlos aus dem Nebel.

Daria und ich liefen los und entfernten uns von ihnen, als ein unheimlich aussehender Hüne sich uns näherte. Er war doppelt so groß wie ich, mit groben, dunklen Poren auf der Nase, gekleidet in einem abgenutzten Anzug. Daria huschte an ihm vorbei, mich erwischte er an der Kapuze und riss mich auf den Boden. Ein Schlag durchfuhr meinen Körper, als ich auf dem Beton aufschlug. Ich rang nach Luft.

Der Mann stellte mich am Kragen gepackt auf, er stank nach Rauch. »Hat man euch Kindern nicht beigebracht, andere Menschen nicht zu belauschen?« Seine flache Hand erhob sich und schlug mir ins Gesicht.

Da kam Daria von der Seite und kratzte ihm quer über die Wange. Mehrere Linien sich rötlich verfärbender Kratzspuren blieben in seinem Gesicht zurück. Sie kreischte auf, als er sie am Nacken packte.

»Du kleine Mistgöre!«

»Genug!«, hörten wir.

Der Hüne ließ Daria schlagartig los. Eine Gruppe Söldner blieb wenige Meter von uns entfernt stehen, wie Bluthunde, die auf ihren Befehl warteten. Auch der Mann mit der Narbe. Oswald Schwarz trat hervor, strich sich seinen Anzug glatt und kämmte sich durchs zerzauste Haar. Seine Anzughose war an den Knien zerrissen. Er schaute mich genauer an. »Ist das der kleine Paris?«

Wir sagten kein Wort. Ich hielt mir die Wange, die meine eiskalten Finger wärmte.

»Seid ihr stumm?«, fragte der Hüne.

Der Alte mit den Bartstoppeln kam hinzu, stellte sich vor den gewaltigen Mann, der mich geschlagen hatte, und gab ihm eine Ohrfeige. »Lass die Kinder in Ruhe! Wenn du sie noch einmal anrührst, verlierst du noch einen Finger!« Er drehte sich uns zu. »Ich bringe euch nach Hause, ihr Lumpenkinder.«

Ich nickte vorsichtig. Blut lief aus meiner Nase. Wir gingen hinter ihm her zu einem angerosteten Fahrzeug.

»Steigt ein«, sagte er.

Wir zögerten.

»Steigt ein, habe ich gesagt!«

Wir schwiegen erneut und hielten uns an den Händen, während wir im Automobil auf der Rückbank saßen. Ich roch Rasierwasser, das er sich vor Tagen über sein Hemd gekippt haben musste. Vor unserer Einfahrt blieb er stehen, der alte Mann schien uns zu kennen. Ich hatte ihn noch nie gesehen.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich leise, als ich ausstieg.

»Tür zu«, raunte er.

»Danke.« Ich schloss die Automobiltür.

Seine Scheibe kurbelte er ruckartig runter und blickte meine Hand an. »Geh besser schleunigst zum Arzt, Junge«, grummelte er. »Den Knochen sollte man nicht sehen. Das sieht übel aus.« Er fuhr los und verschwand wie vom Erdboden.



Ich werde ihre Gesichter, die des Alten und Oswald Schwarz', niemals vergessen. Häufig dachte ich über diesen Tag nach. Was diese Menschen wohl an diesen Ort geführt hatte? Wie ihre Leben sie zu dem gemacht hatten, der sie waren? Ihre Kindheit, das Erwachsenwerden? Kleine Punkte, die durch Schnüre zueinander gezogen werden und irgendwann ein Bild ergeben.

Einige dieser Lücken konnte ich füllen, zumindest über Menschen, die das Interesse der Öffentlichkeit genossen, wie Oswald Schwarz, durch Zeitungsartikel und Geschichten. Die meisten stammten aus seiner eigenen Feder. Ob sie die Wahrheit trugen, wusste man nicht. Ihm gehörten ein oder zwei Zeitungen. Ich sah es deshalb als ratsam an, mit ihnen – genauso wie mit Gerüchten – vorsichtig umzugehen.

Denn in seinem Leben hörte man viele Gerüchte, über die Kleinigkeiten aus den Leben der anderen, die kleine Kreise zogen, und die, die einen im Mark erschüttern würden, wenn sie sich als wahr herausstellten. Damals gab es das Gerücht, dass Bauern infizierte Ferkel, wie die aus der grünen Tonne, mit Drohnen über den Ställen der anderen Bauern abgeworfen hatten, als biologische Bomben. Andere Stimmen flüsterten,

dass es Kriminelle waren, die die gekeulten Tiere bei Nacht und Nebel mit Lastwagen abholten, um sie in Plastik eingepackt an die Supermärkte weiterzuverkaufen. Die Wahrheit sollten wir nie erfahren. Jeder suchte sich nur die Wahrheit aus, die ihn am ruhigsten schlafen ließ. Doch es gab dieses Gefühl, dass Oswald Schwarz einer dieser Kriminellen war, obgleich er auf seinem eigenen Grund gestanden hatte und alles, was er tat, den Gesetzen entsprach.

Ich beobachtete Daria, wie sie mit einem Finger über ihre Handinnenfläche glitt und an ihren Fingern stoppte. Sie nahm meine Hand und tat das Gleiche bei mir, es kribbelte. Auf beiden Seiten meiner Hand hatte ich zwei kreisrunde Narben. Mit ihrem Finger tippte sie sie an, dann blickte sie auf.

»Halt mich nicht für verrückt, aber glaubst du, es gibt noch Tiere?«, fragte sie, ohne ihre Stimme zu unterdrücken, so, dass der ganze Bus es hätte hören können. Ich hätte ihr am liebsten den Mund zugehalten und schaute mich vorsichtig zu den anderen Kindern um.

Einer der Jungs am Ende des Busses war aufgewacht und rülpste mehrfach, beim dritten Mal kam ihm etwas angesäuertem Haferschleim vom Frühstück hoch. Zwei Reihen vor ihm saß ein Mädchen mit feuerroten Haaren, das in meine Richtung starrte. Ich wich ihrem Blick aus. Sie hatte ich noch nie gesehen, eigentlich kannte ich alle im Bus. Es waren die immer gleichen Gesichter mit gebrauchten Musikspielern im Ohr oder Telefonen, wenn sie sich eines leisten konnten. Wo sie eingestiegen war, hatte ich nicht mitbekommen.

Ich drehte mich Daria wieder zu und flüsterte in ihr Ohr: »Tiere?«

»Ja, Tiere«, wiederholte sie.

Für die Behörde existierte nur, was auf dem Papier stand. Wir lebten nicht nur in einer Welt ohne Tiere, es wurde auch *gefährlich*, über sie zu sprechen, über die, die es offiziell nicht mehr gab. Ich hatte von einer Frau gehört, die mehrere Jahre in einer Anstalt eingesperrt worden war, in einem grauen, umzäunten Bau südlich der Stadt, weil sie felsenfest behauptet

hatte, ein echtes Eichhörnchen gesehen zu haben. Sie hatte der Behörde weder einen Leichnam, Fell noch Pfotenabdrücke vorlegen können.

Heute schwiegen die Menschen lieber, nicht nur über Tiere, wenn Fremde anwesend waren – zumindest tat ich es. Schweigen erschien mir als das Klügste. So konnte kein Vögelchen der Behörde etwas zuflüstern.

»Also?«, fragte sie.

Ich zuckte mit den Schultern. »Träumen können wir noch.«

»Also ich möchte nicht aufhören, daran zu glauben, dass es noch welche gibt.« Sie lächelte breit und strich sich mit der Hand eine dunkelbraune Strähne aus dem Gesicht. »Irgendwo in den Bergen, wo es keine Menschen gibt, oder in Löchern tief in der Wüste.«

Es glaubte niemand mehr daran, selbst wenn der Wind Geräusche machte, die nach einem Jaulen oder Quieken klangen, blieb es in den Köpfen der Menschen nur der Wind. Es hatte nicht einmal zehn Jahre gedauert, um die Tiere in das Reich der Märchen zu verbannen, neben feuerspuckende Einhörner und behornte Drachen.

»Wie kommst du darauf?«, fragte ich und kratzte mir an der Nase.

Nun zuckte sie mit den Schultern. »Nun ja, ich habe an die Schweinefarm gedacht.«

»Du auch?« Ich legte den Kopf an die Scheibe. »Ich habe damals ein Quieken gehört.«

»Paris ...« Sie schaute beschämt zu mir, ihr Kopf senkte sich. »Habe ich es dir nie gesagt?«

Ein gezwungenes Lächeln kam aus mir hervor. »Aber du warst das nicht, hast du gesagt.«

»Ich habe gelogen. Aber das ist schon eine halbe Ewigkeit her. Bist du böse auf mich?«

»Nein.«

Sie lächelte und wackelte mit ihrem Kopf vor mir hin und her. »Mein Vater hat heute Abend wieder Gäste bei sich. Wichtige Leute, den Einkaufszetteln nach zu urteilen. Wenn

du möchtest, kannst du bei uns vorbeikommen und wir schließen uns mit einer der Essensplatten in meinem Zimmer ein.«

»Beim nächsten Mal. Das Dach unseres kleinen Schuppens ist undicht, da sollte ich meinem Vater noch helfen. Und wir haben Blattläuse.«

Ein zierliches Mädchen drehte sich um, mit angeekeltem Ausdruck im Gesicht, am Kopf kratzend. Sie dachte an gefräßige Kopfläuse.

»Pass lieber auf, dass wir nicht ein paar auf deinen Kopf hüpfen lassen«, sagte Daria.

Der Bus blieb stehen. Sie gab mir einen Kuss auf die Wange und sprang auf. Sie ging in eine andere Schule als ich, für die Kinder einer höheren Schicht. Die Untergrundbahn, wir nannten sie den *Maubwurf*, würde sie dorthin bringen. Offiziell gab es keine Klassen mehr, das erzählte man zumindest denen aus den unteren.

»Ich hebe die Reste für dich auf.« Sie stand bereit, um auszustiegen. »Lässt du die Schule heute wieder ausfallen?«

»Nur die ersten Stunden.«

»Verkauf aber nicht wieder zu viel Blut, nicht dass dein Herz aufhört zu schlagen.« Sie sprang aus dem Bus, als sich die Türen bereits wieder schlossen.

Daria fuhr mit der Untergrundbahn tiefer in die Stadt. Man konnte an dem Fahrplan, bunte Ringe auf weißem Papier, die Klassen in der Stadt erkennen. Je dichter man dem Zentrum kam, desto höher waren die Menschen gestellt. Mit Ausnahme derer, die auf abgeschirmten Landgütern lebten, sie fand man auf keiner Karte – zumindest, wenn man den Geschichten meines Vaters glauben konnte und den Gerüchten der redseligen Städter, die ich belauschte.

In der Bibliothek hatte ich über den früheren Adel gelesen, mit seinem *blauen Blut*, dessen Adern durch die schneeweiße Haut all die Rottöne des Lichts geschluckt hatten. Ich blickte meine Unterarme an. Die braune Haut der Bauern, meine braune Haut, war bei ihnen einst verpönt gewesen.

Noch immer gab es Menschen, die an das royale Blut glaubten. Wenn ich es hätte, für wie viel könnte ich es wohl

verkaufen, scherzte ich in meinen Gedanken. Oder würde man mich wie ein Tier in einen Käfig sperren?

Niemand mit royaalem Blut hatte sich jemals diese Frage stellen müssen. Früher waren sie vom Volk wie Superstars verehrt worden. Heute waren die Royalen wie ausgestorben. Ich wusste nicht, ob es noch welche gab. Sie waren für den Tod der Tiere verantwortlich gemacht worden. Der Mensch hatte nichts aus der Geschichte gelernt und sie wie eine Herde Gazellen durch die Straßen gejagt. *Der Pöbel*, so mein Vater, *hatte sich nur in ihren Augen gespiegelt und sich selbst gesehen, so wie ihr Blut nicht blau war, sondern nur die Blauanteile des Lichts reflektiert hatte.*

Ich blickte aus dem Fenster. Die Stadt hatte sich verändert. Als Kind kam ich häufiger mit meiner Mutter her, um sie zu ihren Choraufführungen zu begleiten. Heutzutage versuchte ich, diesen Ort zu meiden, so gut es ging. Die Stadt war nicht leer und doch wirkte sie verwaist, wie eine Wüste aus Beton. Die Parks hatten ein Zehntel ihrer ursprünglichen Größe. Viele Bäume waren für Wohnhäuser verschwunden. Im Sommer heizten sich Straßen und Gebäude auf, als ob es brennen würde. Und die Luft stand undurchdringbar wie eine Nebelwand.

An der Bushaltestelle hing ein Plakat: *Die Stadt der Zukunft ist bunt.* Eine Kampagne von Oswald Schwarz. Ich musste an die Kinder aus dieser Stadt denken, die sich über mich lustig gemacht hatten, weil ich auf dem Land lebte. Selbst Erwachsene beäugten mich, wenn sie davon erfuhren. Bunt bis zu den Grenzen. *Landkind, Kubtreiber, Naturmensch, Schweinebirte, Naturliebhaber, Landei, Bauer* – ich hatte diese Worte in den letzten Jahren gehört, als ob es Schimpfwörter wären.

Ich glaube, die Städter wussten schon immer, tief in ihrem Inneren, dass das Land und seine Menschen ohne Städte überleben konnte. Umgekehrt war es nicht möglich. Die Menschen blickten auf mich herab, weil ich vom Land kam, doch ich glaube, sie vermissten nur das Land.

»Paris, Sie sind dran.« Eine Dame in weißer Kleidung betrat das Wartezimmer, klein, weiß, steril, ohne Gerüche, mit acht Stühlen. Hier wurde in bar bezahlt und, wenn das Blut sauber war, wurden keine Fragen gestellt. Nicht einmal zu meinem Alter. Blut war Blut.

Die Nadel verschwand in meinem Arm, ich blickte abwechselnd auf die weiße Wand und den roten Beutel, der sich mit meinem Blut füllte, mal war der Beutel auch gelb-orange. Blut machte mich schummrig. Jedes Mal musste ich an etwas Schöneres denken, wie frischdampfende Kartoffeln, um nicht – es war bereits einmal geschehen – vom Stuhl zu kippen. Denn mein eigenes Blut wollte ich nicht für den achtfachen Preis zurückkaufen müssen, wenn ich mit aufgeschlagenem Kopf auf dem Boden aufwachte.

Ich bekam ein Pflaster mit Herzchen und ging zur Rezeption. Auf dem Tresen lagen ein Papierbeutel mit einem Apfel und einem Brötchen und mehrere Scheine, die mit einer Büroklammer zusammengeheftet waren. Das Geld sah wie frisch gewaschen und gebügelt aus, nicht so wie die gräulich zerknäulten Scheine, die mein Vater mir gab, wenn ich Schulhefte oder Ölfilter für sein Automobil kaufen musste. Es wurde nach Millilitern abgerechnet – 584 ml. Neben meiner Tüte sah ich weitere Beutel, gefüllt mit verschreibungspflichtigen Medikamenten und Reserveantibiotika.

Das Gebäude sah von außen schäbig aus, ein in die Jahre gekommener Betonbau mit Schmierereien und Gitterstäben, die nach 18 Uhr die Türen verschlossen. Die Hälfte der Fenster war mit Brettern verschlagen.

»Nicht reden, nicht reden«, hörte ich mehrfach hinter mir. Eine Gruppe Menschen mit einer Schlinge um den Hals und einem metallischen Greifer in der Hand wurde an mir vorbeigeführt, wie Hunde an einer Leine. Sie sammelten Müll.

Ich ging weiter. In einer Seitengasse sah ich ein paar bullige Kinder aus Block 55, die einen braunhaarigen Jungen gepackt hielten. Einer von ihnen hatte zwei Nägel in der Hand, zwei andere fixierten die rechte Hand des Jungen auf der Mauer. Ich blieb stehen und schaute in ihre Richtung.

Als Block 55 wurden die Kinder der städtischen Unterschicht bezeichnet, benannt nach der Verordnung 55, die ihnen bezahlbaren Wohnraum garantieren sollte. Ich verübelte ihnen ihre Gewalt nicht einmal, da sie mit Videospiele und pampigen Fertiggerichten in tiefgrauen Plattenbauten aufwuchsen. Ihre Eltern fand man, wenn sie noch lebten, in Spielhallen und Bars. Ich musste an Menel Tiffit denken, einen orangehaarigen, rauen Jungen, den ich von früher aus der Schule kannte. Er hatte den Unterricht oft verpasst, weil er zuhause an den Heizkörper gefesselt gewesen war. Einmal, als ihm das T-Shirt hochgerutscht war, hatte ich Blutergüsse und Gürtelstriemen an seinem Rücken gesehen. Die Lehrer wussten davon, auch sie hatte ich häufiger belauscht, wenn sie vor dem Lehrerzimmer geraucht hatten.

Eines der Kinder aus dem Block setzte den Nagel an die Hand des zappelnden Jungen an, die Spitze bohrte sich in den Handrücken. Es erinnerte mich an den alten Mann bei den Schweineställen, der Schwarz gepackt hielt.

Ich wollte etwas rufen, irgendetwas, doch ich blickte sie nur starr und lautlos an. Ein anderes Kind nahm den Hammer in die Hand, setzte ihn an und holte aus. Der Nagel schob sich butterweich durchs Fleisch und blieb in der Mauer stecken.

»Schaut da«, sagte einer von ihnen und zeigte auf mich.

Sie drehten schlagartig ihre Köpfe und schauten in meine Richtung. Das hätte ich besser nicht tun sollen. Meine Eltern hatten mir eigentlich beigebracht, Leute nicht (zu lange) anzustarren.

Großer Fehler, großer Fehler, dachte ich immer wieder. Keiner von uns rührte sich. Ich begann langsam zurückzugehen, doch mit einem Mal liefen mehrere von ihnen los und kamen immer dichter. Ich sah noch, wie sich der Junge, den sie geschnappt hatten, den Nagel aus der Hand riss und in die andere Richtung davonlief.

Sie riefen meinen Namen. An den Narben in meinem Gesicht war ich leicht zu identifizieren. So schnell ich nur konnte, rannte ich davon und holte die Gruppe mit den Müllgreifern ein.

»Nicht reden, nicht reden«, hörte ich erneut. »So sehr wie ihr die Straßen säubert, säubern euch die Straßen.«

Einen Block später verschwand ich in der Masse aus Menschen, die in einen Bus einstieg. *Zur falschen Zeit am falschen Ort*, dachte ich.

Ich legte meinen Kopf an die Fensterscheibe, dahinter erschienen die Jungs aus Block 55. Ihre Hände schlugen gegen den Bus.

»Wir kennen dich!«, rief einer mehrfach, als der Bus losfuhr, ein Junge mit Hakennase und schwarzen, fettigen Haaren, so fettig, dass er seine Lippen im Winter damit beschmieren konnte. Er hatte eine krächzende Stimme: »Wenn wir dich erwischen, bist *du* wieder dran, Bauernjunge!«

Ich musste schmunzeln – ich wusste nicht warum – und schloss meine Augen.

Warum hatte Blut einen so hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft? Es entschied darüber, ob du im Block 55 haustest oder in einem klimatisierten Wolkenkratzer oder abseits dieser Welt. Dabei waren die, die unsere Welt einst zusammenhielten, ganz ohne Blut(farbstoff) ausgekommen. Sie hatten Röhren gehabt, sogenannte Tracheen, die den ganzen Körper durchzogen, um die Atemgase zu transportieren. Und sie waren die Ersten, die verschwunden waren. Es waren diese wunderschönen, geflügelten Wesen mit schwarzen Streifen gewesen, die unaufhörlich von Blüte zu Blüte geflogen waren und uns viel mehr als Honig geschenkt hatten.

Meine Eltern weinten, als ihre Bienen eines Tages zu Tausenden wie ein Perserteppich um die Bienenstöcke lagen. Was folgte, hätte niemand für möglich gehalten: das Sterben der Arten. Es war wie ein Kieselstein, den man in einen See geworfen hatte, dessen Wellen sich unaufhörlich ausbreiteten. Man hatte immer vom letzten Leoparden oder dem letzten Nashorn gehört, doch keiner hatte jemals an die letzte Kuh oder den letzten Hasen geglaubt.

Es war eine merkwürdige Welt, die zurückgeblieben war, besonders für die, die nicht vergessen wollten. Der Mensch hatte die Bienen (und andere Bestäuber wie Schwebfliegen,

Hummeln und Schmetterlinge) durch winzige Drohnen mit einem klebenden Gel ersetzt, statt sie zu schützen. Die Drohnen waren einfacher in Kisten zu packen. Und sie brauchten jedes Jahr ein kostenpflichtiges Update.

Die Ampel sprang auf Grün, der Bus setzte sich mit einem Ruck in Bewegung. An einer Wand, von der der Putz abbröckelte, stand mit roter Farbe ein Text gesprüht: *Die Royalen und Billionäre werden uns aus der Krise führen.* Einst hatten die Menschen daran geglaubt. Nun waren mehrere Wörter durchgestrichen oder ersetzt worden, es blieb übrig: *Die Royalen und Billionäre sind die Krise. Sie erzählen uns Märchen. Keine Gerechtigkeit, kein Frieden.*

Es kam der Tag, an dem jede Geschichte zu bröckeln begann, wenn es nur eine Geschichte war.